

Kommissar Weinreich schritt durch die gaffenden Menschen auf dem Hauptbahnhof. Hinter ihm her marschierten zwei handfeste Kriminalbeamte, zwischen ihnen ein Mann. Dem sah man den Seefahrer schon von weitem an.

Er ging ruhig und friedlich mit und machte keineswegs das Gesicht eines furchterfüllten oder die Miene eines von seinem Gewissen bedrückten Verbrechers.

Ein Auto nahm vor dem Hauptausgang die vier Männer auf.

Eine Viertelstunde später betrat Kommissar Weinreich das Amtszimmer des Untersuchungsrichters.

„Sie sehen aus wie ein Mann, der seinen besten Trumpf ausspielen kann“, sagte der Untersuchungsrichter Winterfeld in eigenartig spöttischem Tone. „Ich habe Ihr Telegramm erhalten und bin neugierig, ob Sie wirklich den Mann erwischten, von dem die Schломke sprach. Die Frau ist herbeordert. Ich werde ihr den Burschen nachher gegenüberstellen. Wie kamen Sie zu dem Manne?“

„Es war allerdings eine höchst einfache Sache“, zwang sich Weinreich zu bekennen. „In dem Orte Suhlendorf nahe Uelzen entstand ein Scheunenbrand. Es hatten in dem Dorf, wenn auch nicht in der abgebrannten Scheune, zwei

Tippelbrüder übernachtet. Da der eine verschwunden war, hielt man den anderen fest. Es stellte sich zwar heraus, daß keiner von den beiden den Brand verursacht haben konnte. Aber Bauern sind zähe und mißtrauisch. So erkundigte man sich immerhin bei der hiesigen Polizeibehörde nach der Wahrheit der Angaben des Festgehaltenen, weil der Mann völlig mittellos war. Er behauptet, er sei ein Seemann mit Namen Otto Beverstorff, sei von hier, auf dem Fußmarsch nach Hamburg und von Ende März bis Anfang April zuletzt hierorts gewesen.“

„Hierorts gewesen“, wiederholte Winterfeld stichelnd die Ausdrucksweise Weinreichs. „Der Mann namens Beverstorff gibt demnach zu, zur Zeit des Mordes an einem anderen Beverstorff hierorts — gewesen — zu sein.“

Mit vor Aerger knallrotem Kopf ergänzte der Kommissar seinen Bericht: „Das genügte mir natürlich, nach Suhlendorf zu reisen und den Mann aus dem Ortsgefängnis heraus zu verhaften.“

„Tadellos!“ anerkannte Winterfeld mit einem befänstigenden Lächeln. „Und nun wollen wir uns den Seemann Beverstorff ansehen und anhören.“

Der Matrose wurde vorgeführt. Er gab seine Personalien an und legte zum Beweis der Richtigkeit sein Seefahrtsbuch und noch andere Papiere vor. Dann wurde ihm Frau Schlomke gegenübergestellt. Er gab ohne weiteres zu, er sei der Mann, der an der Flurtür der Beverstorffschen Wohnung vorgesprochen habe. Die Schlomke durfte gehen.

„Sind Sie ein Verwandter des Ermordeten?“ begann der Richter zu verhören.

„Mein Vater und Arthur Beverstorff waren Geschwisterkinder“, berief sich der Matrose auf die Verwandtschaft. Dann bat er: „Darf ich gleich alles im Zusammenhang erzählen?“

„Nur zu, mein guter Mann“, ermunterte Winterfeld mit einer Freundlichkeit, die den Kommissar vor stiller Wut kochen machte.

Otto Beverstorff erklärte: „Mein Vater hatte in guten Zeiten dem Arthur Beverstorff ein kleines Kapital geliehen. Das wurde der Anlaß, daß mein Onkel vorwärtskam. Im Gegensatz zu ihm jedoch ging es mit unseren Verhältnissen bergab, ohne daß es meines Vaters Verschulden gewesen wäre. Ich — das einzige Kind — war damals noch ein Knabe. Aber ich hatte mir dennoch gemerkt, wie oft meine Eltern darüber sprachen, der Beverstorff weigere sich, von dem Geliehenen zurückzuzahlen, weil mein Vater keinen schriftlichen Nachweis über die Geldhergabe in Händen hatte.“

„Ein feiner Verwandter“, tadelte der Untersuchungsrichter halblaut. Dann wollte er wissen: „Das erzog schon damals in Ihnen einen Haß gegen den Onkel?“

„Gehaßt haben wir ihn selbstverständlich. Um so mehr, als wir später erfuhren, er sei — nachdem er für uns verschollen gewesen — zu Reichthümern gelangt. Meine Eltern aber, die doch mit ihrem bißchen Geld das Glück des Verwandten gegründet hatten, die lebten in bitterer Not. Schon als ich nach dem Tode der Eltern in meinem fünfzehnten Lebensjahr zur Seefahrt kam, ging ich immer mit dem Gedanken um, dem Onkel Arthur nachzuspüren und ihm tüchtig auf den Pelz zu rücken. Zu manchen Zeiten geriet mir die

Absicht in Vergessenheit, dann tauchte sie wieder mal kurz auf. Am stärksten angeregt wurde ich, als ich aus einer Zeitungsnachricht feststellte, der Schuldner meines Vaters lebe in der Heimat als reicher Mann."

"Und da fanden Sie sich ein, um Ansprüche zu machen oder um ihn wenigstens zur Rede zu stellen."

"So war es. Am ersten Abend wies er mich fort. Es geschah allerdings auf der Straße. Als ich dann mehrmals in der Wohnung nach ihm fragte, war er angeblich nie daheim."

"Angeblich", griff Winterfeld das Wort auf. "Sie hatten das Gefühl, er lasse sich verleugnen, und das steigerte Ihren Groll. Begreiflich! Und wann trafen Sie ihn endlich?"

"Ich habe ihn nur noch als Toten gesehen", murmelte Otto Beverstorff.

Unter dem gespannten Zuhören Winterfelds berichtete der Matrose, wie er ins Haus gelangt war, wie er auf dem Treppenabsatz einschlief und durch ein Geräusch geweckt wurde, wie er einen Menschen die Treppe hinabschleichen hörte und wie er dann die Flurtür der Wohnung offen fand.

"Ich hörte ein Wimmern und Röcheln, betrat das Zimmer und sah ihn in seinem Blute liegen", schloß der Seemann.

"Eine sehr hübsche Geschichte", sagte Weinreich nach höhnischem Auflachen. "Na, mir fehlt leider jedes Verständnis für die sehr psiffig ausgedachte Historie. Außerdem — wenn Sie den Sterbenden noch wimmern und röcheln hörten — was ja freilich ebenfalls, wenn auch nicht sonderlich geschickt erfunden sein dürfte — so können Sie nicht

mit Berechtigung sagen, Sie hätten Ihren Verwandten nur noch als Toten gesehen.“

Untersuchungsrichter Winterfeld hatte den Kommissar austreden lassen. Nun nahm er das Wort:

„Diese Befundung kann sehr wichtig werden. Sie bestreiten selbstverständlich die Täterschaft, Beverstorff?“

„Ich habe es nicht getan“, versicherte der Matrose einfach.

Langsam sagte Winterfeld: „Wenn Sie nicht der Täter sind, so wären Sie als der Mensch, der den Mann noch wimmern und röcheln hörte, ein Kronzeuge, daß die Tat nicht ein Mord war im Sinne des Gesetzes, sondern nur eine Körperverletzung mit tödlichem Ausgang. Das würde dem Täter den Kopf retten. Behalten Sie das im Gedächtnis, Beverstorff!“

Eine Weile herrschte Schweigen. Untersuchungsrichter Winterfeld studierte aufmerksam den Wortlaut einer Depesche von beträchtlicher Länge. Er schien hinsichtlich des Matrosen unentschlossen zu sein, pustete ein paarmal wie von Zweifeln geplagt über die Lippen und starrte mit zusammengezogenen Brauen auf die Blätter.

Bergeblich versuchte der Kommissar etwas von dem Inhalt des Telegramms zu erspähen.

Endlich nahm Winterfeld das Verhör wieder auf: „Sagen Sie mal, Beverstorff, Sie erwähnten, die Eltern hätten erfahren, der Verwandte sei ein reicher Mann geworden. Kam bei dieser Kunde ein Zufall in Betracht — oder wie war das?“

„Wir erfuhren es von einer Frau“, gab der Matrose Bescheid. „Ich war zu jener Zeit ein Junge von zehn

Jahren ungefähr. In was für einem Verhältnis die Frau zu meinen Eltern stand, weiß ich nicht zu sagen. Eine Verwandte war sie nicht, denn ebenso wie meine Eltern gebrauchte sie die Anrede Sie im Gespräch. Es ist wohl auch nicht wichtig."

„Ueberlassen Sie gefälligst mir das Urteil über die Wichtigkeit Ihrer Befundungen“, knurrte Winterfeld. „Wie hieß die Frau?“

„Dessen kann ich mich gut erinnern“, antwortete Otto Beverstorff. „Und zwar deshalb, weil ich mich stets wunderte, wenn ich den Namen hörte. Uebrigens sagten meine Eltern nicht Frau, sondern Fräulein Schwarzeis.“

Mit einer geradezu heftigen Bewegung griff Winterfeld nach den Telegrammblättern und fragte: „Schwarzeis, sagten Sie? Sind Sie sich dieses Namens ganz sicher?“

„Zuverlässig, denn ich habe immer bei dem Namen denken müssen, daß es schwarzes Eis doch nicht geben kann.“

„Erinnern Sie sich sonst noch einer Merkwürdigkeit dieses Fräulein Schwarzeis?“

„Merkwürdigkeit? Nein — nur noch: wenn sie zu uns kam — man könnte es ja merkwürdig nennen —, das Mädelschen — das fing gerade an zu laufen und zu sprechen, und ich habe immer recht gern mit dem kleinen Ding gespielt. Als ich größer und verständiger geworden war, kam ich dahinter, daß — nun, man könnte es ja merkwürdig nennen — daß das Mädelschen das Kind war von dem Fräulein Schwarzeis. Und ich wußte schon, daß ein Fräulein eigentlich kein Kind haben sollte.“

„Hören Sie mal genau zu, Beverstorff“, mahnte stark betonend der Untersuchungsrichter. „Das Fräulein Schwarz-

216

eis sprach von Arthur Beverstorff — sie wußte auch, daß er ein reicher Mann geworden war. Denken Sie mal zurück. Weinte sie dabei — oder schimpfte sie über Ihren Onkel? Vielleicht erinnern Sie sich noch an Worte."

"Nach so vielen Jahren? Das ist wohl ausgeschlossen. Ich kann nichts weiter sagen, als daß es mir dunkel ist, wie wenn ich das Fräulein öfter hätte weinen sehen und daß meine Mutter dann mitweinte. Auf den Eid nehmen könnte ich das freilich nicht."

"Fräulein Schwarzeis", brummelte der Untersuchungsrichter vor sich hin und klopfte mit dem Bleistift auf die mit bedruckten Streifen dicht beklebten Blätter der Depeschenformulare.

Plötzlich sprang er auf einen ganz anderen Ausgangspunkt über: „Mit dem Messer sind Sie also nicht gegen Ihren Verwandten vorgegangen, so daß er in der Abwehr nach der Klinge gegriffen hätte?“

Sichtlich grenzenlos übertascht, stammelte Otto Beverstorff: „Aber — ich — ich sagte ja vorhin —“

„Schon gut“, unterbrach Winterfeld, um sich an Weinreich zu wenden: „Herr Kommissar, Sie hatten doch in der Handfläche des Toten eine Schnittwunde gefunden. Sie gaben zwar zunächst an, die Wunde sei in der linken Hand gewesen. Dann widerriefen Sie das. Nun, bitte, wie war das eigentlich mit dieser sonderbaren Verwechslung?“

Noch bevor Weinreich antworten konnte, riß der Matrose das Wort an sich. Seine kraftvolle Gestalt straffte sich, und hoch aufgereckt trat er dem Arbeitstisch des Untersuchungsrichters näher.

Hier sagte er: „Schnittwunde rechts oder links, das ist mir ganz gleich. Ich bin just kein Tugendknabe geblieben, seit ich zur See fahre und manchmal in fremder Herren Ländern auf die Walze gehe. Redlich aber bis in die Knochen bin ich immer geblieben. Sollte mir also einer im Ernst ins Gesicht sagen wollen, ich hätte an Beverstorff einen Mord begangen, dem — auch Ihnen, Herr Untersuchungsrichter — würde ich mit diesem niedlichen Fäustchen hier das Nasenbein so platt schlagen wie 'ne Flunder!“

Zum äußersten Staunen Weinreichs nahm der Richter den leidenschaftlichen Ausbruch des Seemanns keineswegs übel.

Winterfeld meinte mit seinem galligen Lächeln: „Ein nettes Kerlchen sind Sie, alte Wasserratte. Aber vielleicht besinnen Sie sich, daß wir uns hier weder auf dem Deck eines Schiffes noch in einer Matrosenkneipe befinden. Ich habe nicht im mindesten schlechte Absichten mit Ihnen. Ich verzichte auf das Recht, Sie in Untersuchungshaft zu halten, obwohl Sie als heimatloser Seemann im Verdacht des Nichtbefolgens der gerichtlichen Vorladung in einer Sache stehen, bei der ein Verbrechen der Gegenstand der Untersuchung ist.“ Er schnaufte, als hätte der umständliche Satz der Amtssprache ihm Atemnot bereitet. Dann fragte er: „Haben Sie Geld?“

„Möchte wissen, woher“, antwortete brummig Otto Beverstorff.

Winterfeld schrieb etwas auf einen Zettel, den er dem Matrosen gab.

„Auf Wiedersehen“, setzte er hinzu. „Geben Sie den Zettel an der darauf stehenden Adresse ab! Man wird sich

freuen, einer braven Teerjacket einstweilen Freiquartier und Kost zu gewähren, bis Sie wieder abdampfen können.“

Raum hatte der Matrose die Tür hinter sich zugemacht, als Kommissar Weinreich losbrach: „Und diesen furchtbaren und listigen Verbrecher, den ein glücklicher Zufall in die Maschen meines Netzes trieb — diesen Menschen, den ich mit so vieler Mühe hierher holte — den Tatverdächtigsten von allen — den lassen Sie einfach laufen? Man könnte wirklich bersten vor Aerger!“

„Einen Geborstenen könnte ich nicht zum Frühstück einladen“, sagte Winterfeld in so grimmigem Spott, daß es dem wutschwitzenden Weinreich geradezu die Rede verschlug. „Kommen Sie, aber ich bitte darum, während des Frühstücks jede Fachsimpelsei zu unterdrücken. Dafür dürfen Sie in einer Stunde Zeuge sein, wie ich den Haftbefehl ausfertigen lasse gegen —“

„Gegen wen?“ drängte der atemlos lauschende Kommissar, als der Untersuchungsrichter mitten im Wort verstummte.

„Sagen wir einstweilen: gegen Unbekannt in der Mordfache Beverstorff“, wich Winterfeld einer klaren Antwort aus.

„Was wissen Sie?“ stieß Weinreich mit aschgrauem Gesicht hervor.

Mit einem durchdringenden Blick in die Augen des Kommissars sprach der Richter scharf: „Vermutlich genau so viel, wie der Mitwisser weiß, Herr Kriminalkommissar!“

* * *

Es war in der Gesellschaft des heute besonders bissig aufgelegten Winterfeld kein gemütliches Frühstück, das Weinreich hinter sich hatte, als er wieder neben dem Arbeitstisch des Untersuchungsrichters Platz nahm. Der wunderliche Mann blieb schweigsam bis auf die Befehle, die er mit knappen Silben dem Wachtmeister erteilte. Es schien, als ob ihn seit dem Verhör des Matrosen ein ganz besonderer Gedanke unablässig beschäftigte.

Frau Harthilt Beverstorff betrat den Raum.

Sofort erhob sich Winterfeld zu einer ehrerbietigen Verbeugung. Weinreich schüttelte darüber den Kopf.

„Gnädige Frau“, begann stehen bleibend der Untersuchungsrichter, „ich mache mir eine Freude daraus, Ihnen mitzuteilen, daß ich von diesem Augenblick an Ihre Haft aufhebe. Zürnen Sie uns Richtern nicht, wenn das Gesetz uns die Macht verleiht, bedenkenlos auch mit Härten vorzugehen, um nichts in der Aufklärung des schwersten Verbrechens, des Mordes, zu versäumen. Auch im friedlichen Leben ergründet man die Wahrheit ja oft nur durch Strenge.“

Frau Harthilt erwiderte nichts. Sie neigte das schöne Antlitz, unter dessen ruhigen Augen gramvoll durchwachte Nächte ihre Spuren in dunklen Ringen gezeichnet hatten.

Winterfeld fuhr fort: „Mit der Anwesenheit des Kriminalkommissars Weinreich wollen Sie fürlieb nehmen. Er war es, auf dessen Veranlassung Sie festgenommen wurden. So wollte ich ihm, der Ihre Verhaftung sogar selbst vornahm, auch die Gelegenheit geben, seine Freude auszudrücken über Ihre Rückkehr in die Freiheit.“

Mit sauer-süßer Miene stand Weinreich auf und zwang sich ein paar verlegene Worte ab.

„Verschmähen Sie's diesmal nicht, Platz zu nehmen, gnädige Frau“, bat Winterfeld mit einladender Geste. „Recht schwer haben Sie mir's gemacht, in Gegenwart einer Dame sitzen zu müssen. Mir — und übrigens auch meinem Amtsvorgänger Doktor Aurelius. Aber das Unterlassen gesellschaftlicher Rücksichten wird bedingt, sobald wir unser Amt ausüben.“

„Ich habe das stets so beurteilt“, kam das erste Wort von dem seit langem wieder einmal lächelnden herben Frauenmund.

Als alle drei saßen,klärte der Untersuchungsrichter auf: „Sie verdanken die Wendung in Ihrem Schicksal Herrn Doktor Aurelius. Er schied aus Amt und Stellung, weil er überzeugt war von Ihrer Schuldlosigkeit. In dieser Ueberzeugung hatte er sich die Aufgabe gestellt, Beweise herbeizuschaffen. Noch bevor er das Aeußerste und Letzte erreichen konnte, wahrscheinlich aber, weil er das anstrebte — so denke wenigstens ich —, wurde er das Opfer einer meuchlerischen That.“

Die Wirkung auf Frau Harthilt war unbeschreiblich. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie auf den Richter. Sie wollte etwas sagen, brachte aber nur ein tonloses Hauchen hervor. Plötzlich preßte sie die Hände vor ihr Antlitz und saß wie vernichtet da.

Winterfeld sprach weiter: „Noch weiß man nicht, ob er mit dem Leben davonkommen wird.“

„Er lebt also noch, — oh, Gott sei Dank!“

Die in ihren dunklen Tönen so schöne Frauenstimme klang wie der Ruf aus einem dümmertiefen Walde, der ein Geheimnis umschließt.

„Ja, er lebt noch“, tröstete Winterfeld. „Und ich bringe Ihnen Grüße von seinem Krankenlager. Jedoch, gnädige Frau, die Grüße eines Mannes, den bei seiner schweren Verwundung vielleicht nur noch eine einzige Zuversicht am Leben erhält, die Zuversicht, daß Sie es nicht verschmähen werden, ihn anders als Ihren jüngst noch unfreundlichen Richter wiederzusehen.“

„Er war niemals unfreundlich!“ verteidigte Frau Hart- hilt den Mann, indem sie sich lebhaft erhob. „Wie dürfte ich mich weigern, zu ihm zu gehen! Er leidet ja um meinet- willen.“

Winterfelds sonst so verdrießliches Gesicht wurde von einem erstaunlich schönen Lächeln wie verzaubert.

Er stand auf: „Sie finden Ihren treuesten Freund im Städtischen Krankenhaus.“

„Dann will ich gleich gehen“, entschloß sich Frau Hart- hilt eilig.

Es war seltsam, auf diesem in seiner stolzen Kälte sonst so bleichen Antlitz purpurne Röte zu sehen. Sie ging, und es war, als wäre ein Glanz gewichen aus dem kahlen Amtsräume.

Winterfeld lehrte sich langsam dem Kommissar zu. Der stand da, als starre er einer entschwindenden Geister- erscheinung nach.

„Ein Morgen der Ueberraschungen für Sie“, versiel der Richter wieder in seinen galligen Ton. „Erst wird Ihr

Seemannsvogel flügge, und nun schwebt auch noch dieser stolze Frauenschwan von dannen. Ja, Verehrtester — man könnte Ihnen leicht den Vorwurf machen, Sie hätten in dem Kriminalfall Beverstorff mit höchst eigentümlicher Laskheit aus Tatunverdächtigen sich Tatverdächtige geschaffen.“

„Ich habe meine Pflicht getan“, entgegnete Weinreich mit heiferer Stimme.

„Nun, jedenfalls führte Ihre Art der Behandlung des Falles mich dahin, mit Aurelius in Verbindung zu treten. Ich habe erst auf ihn gescholten. Ich änderte meine Meinung, als ich hörte, er suche auf seine Weise das Rätsel zu lösen. — Wie denken Sie übrigens über den an ihm verübten Mordversuch?“

Kommissar Weinreich zuckte nur wortlos die Achseln.

„Nicht immer verbirgt sich hinter schweigsamen Menschen Gedankentiefe“, bemerkte Winterfeld. „Sie haben sich wahrscheinlich über das neue Verbrechen noch keine Meinung gebildet. Vielleicht nützt es Ihnen, die meine zu hören.“

„Bitte“, knirschte Weinreich hervor.

„Wer konnte ein Interesse daran haben, den Doktor zu beseitigen? Sicherlich jemand, der in dem Manne einen Verfolger sah. Wen verfolgte Aurelius? Den Mörder Beverstorffs. Er ging in seiner Unerfahrenheit als Detektiv und in seinem Eifer zu unvorsichtig zuwege. Für die, die sein Tun verfolgten, eine Aussicht. Menschen, denen er sich anvertraut hatte, schwiegen nicht. Der arme Doktor bezahlte die Schwachhaftigkeit seiner Vertrauten mit einer schweren Verwundung. Wer also schloß aller Wahrscheinlichkeit nach auf ihn?“

„Nach Ihrer Auffassung der Mörder Beverstorffs“, sagte der Kommissar zögernd.

„Bravo, Sie haben meinem Frage- und Antwortspiel etwas abgewonnen. Glücklicherweise steht es nicht so schlimm um den Doktor, wie ich aus gewissen Gründen der Dame ausmalte. Das Schlimmste schuf der Umstand, daß der Verwundete die halbe Nacht bewußtlos und blutend im Regen auf der Straße lag. Aber es geht ihm verhältnismäßig so gut, daß ich heute früh eine Aussprache mit ihm haben konnte. Er erzählte mir auch von Frau Harthilt Beverstorff. Den Erfolg dieses Vertrauens haben Sie vorhin miterleben dürfen. Nun dürfen Sie sich wundern, Herr Kommissar, warum ich da soeben ein bißchen gute Vorsehung spielte.“

Ungeduldig erinnerte Weinreich: „Sie wollten einen Haftbefehl ausfertigen lassen. Ich bin neugierig, wem er gelten wird.“

Der Untersuchungsrichter nahm an seinem Arbeitstisch Platz und überreichte von dort aus dem Kommissar die Blätter eines umfangreichen Telegramms: „Hier — eine Depesche der Hamburger Behörde — sie wurde mir von unserem Kriminalamt zur Verfügung gestellt.“

Der Kommissar las:

„Hier erfolgte Feststellung der durch Rundfunk unbefugterweise verbreiteten Kenntnis von einem Mord. Urheberin benutzte bei Konzertübertragung im Freien aufgestelltes Mikrophon. Konnte vorgeführt werden, da sie Aufenthaltsort ebenfalls in Schallempfänger gesprochen hatte. Gibt an, durch Niederschrift des Mitwissers der Tat

den Täter zu kennen. Bezeichnet als betreffende Person Gattin des dort angestellten Kriminalbeamten Schulze. Da Verdunkelungsgefahr nicht vorliegt, befindet sich das Mädchen auf freiem Fuße. Erbitten jedoch Nachricht, ob Zuschub der Kellnerin Sylvia Rickstetten dort erwünscht ist."

"Der Zuschub erübrigt sich", urteilte Winterfeld. "Das Mädchen hat in einem Telefongespräch mit Aurelius alles gesagt, was es weiß. Von diesen Mitteilungen erzählte mir heute früh der Doktor. Der Bericht jener Sylvia Rickstetten bestätigt, daß Aurelius die richtige Fährte aufgenommen hatte."

In hellem Erschrecken rief Weinreich: „Frau Alma, die Frau meines treuen Mitarbeiters? Nein und tausendmal nein. Das ist ganz ausgeschlossen. Ein grenzenloser Irrtum des Doktors. Diese Frau —“

„— knallte den ihr gefährlich gewordenen Mann nieder“, fiel Winterfeld ein. „Dem Doktor war zwar aufgefallen, daß er in letzter Zeit immer wieder einer bestimmten Soldatin der Heilsarmee begegnete. Jedoch glaubte er an einen Zufall. Im übrigen hat die vortreffliche Dame sich ohne jede Berechtigung in dieses Gewand gehüllt.“

„Diese Frau auch die Mörderin Beverstorffs“, murmelte Weinreich in tiefem Erschüttertein.

„Wenn meine Schlußfolgerungen nicht trügen, — ja“, behauptete Winterfeld. „Allerdings — ich muß sie erst verhört und gesehen haben. Aber sie ist die Person, der mein Haftbefehl gelten wird: Ehefrau Alma Schulze, geborene Schwarzeis.“

„Schwarzeis?“ wiederholte der verdunkelte Kommissar.
„Den Namen nannte doch der Seemann.“

„Und dieser Name steht als Mädchenname der gefährlichen Frau im standesamtlichen Register.“

„Daraus kombinieren Sie . . .?“ forschte Weinreich in fassungslosem Staunen.

Winterfeld gab Auskunft: „Ich kombiniere höchstwahrscheinlich richtig. Das Kindchen, mit dem der jetzige Matrose dereinst spielte, kann nach der Mutter den Namen Schwarzeis geführt haben. Jenes Fräulein Schwarzeis aber hatte irgendwie mit der Persönlichkeit des reich gewordenen Beverstorff zu schaffen, da sie über seinen Lebensgang Bescheid wußte. Sie sehen, Herr Kommissar, der Ring schließt sich.“

* * *

Mit dem außergewöhnlichen Feingefühl und dem Takt, die ihr eigen waren, hatte Sylvia bei ihrer Vernehmung nicht erwähnt, aus was für einem Unlaß sie in das Mikrophon auf dem Rathausmarkt sprach. Daher wußte man bei der Hamburger Polizeibehörde nicht, daß der auf so seltsame Weise Benachrichtigte der junge Mann war, über dessen Vermißtwerden an drei Rundfunkabenden berichtet worden war.

Da Sylvias Aussagen mit aller Bestimmtheit ein Verbrechen aufklärten, gab man die Angelegenheit weiter durch ein Telegramm und ausführlicher durch darauf folgenden schriftlichen Bericht an die zuständige andere Behörde. Es

wurde Sylvia die Pflicht auferlegt, sich bereitzubalten für den Fall des Nötigwerdens weiterer Verhöre, und dann ließ man sie unbehelligt.

* * *

Inzwischen hatte Viktor seinen Plan mehr ausgebaut. Er setzte Hoffnungen auf ein seemannisches Aussehen und auf die Berührung mit seemannischen Kreisen. Das eine bewerkstelligte er durch den Kauf eines marineblauen Anzuges und einer Schildmütze, wie er sie bei Otto Beverstorff gesehen hatte. Das andere suchte er durchzuführen, indem er in ein unscheinbares Gasthaus der Hafengegend übersiedelte.

Mit Sorgen erinnerte er sich der Belehrung seines Wandergesährten: ohne Papiere gelingt es keinem, zur Seefahrt zu kommen. Und doch die Seefahrt . . .

Sie hatte Reiz für ihn gewonnen. Die Lust zum Abenteuer war mehr und mehr in seinem phantastischen Sinn rege geworden, seit er so häufig das Leben und Treiben auf dem Fluß, die Schiffe und die Leute vom „blauen Wasser“ sah.

In der Bunttheit dieser Erlebnisse verblaßte das Bild der stolzen Frau Harthilt.

Er gelangte allmählich dahin, in allem Geschehenen bloß noch eine Jugendsünde zu sehen: in der zwecklosen Liebe zu einer Frau, die weit über ein Jahrzehnt reifer war als er — in dem ungeheuerlichen Opfer, das er wahnbesungen dieser Liebe bringen zu müssen geglaubt hatte.

So gab es Stunden, in denen er seine Thorheiten so bitterlich bereute, daß er seines Lebens überdrüssig war. In qualvoller Haltlosigkeit rang er dann mit seinem Gewissen.

Wieder beschäftigte er sich in Gedanken mit einem Brief an die Eltern, bis er den Wortlaut im Kopf hatte. Diesmal schrieb er ihn zu Ende: Reue und Bitten um Vergebung, Anklagen gegen seinen Leichtsinns, Schilderungen der ihn peinigenden Irrungen und Wirrungen und wie ihm aus Gärungen — Klärungen geworden waren. Er beschrieb die Lodungen seines neuen Aufenthaltsortes und die Pläne von einer Sühne durch den Seemannsberuf. Er flehte um die Einwilligung des Vaters, um den Schutz und das Verständnis der Mutter und bat um Ausweispapiere.

Als er den Brief am Nachmittag zur Post gebracht hatte, überkam ihn der Glücksglaube, es müsse nun alles wieder gut werden. In dem Gefühl zurückgewonnener Bewegungsfreiheit, nachdem er den Eltern seinen Aufenthalt offenbart hatte, fühlte er zum erstenmal den Wunsch, mit einem Menschen mehr als nur Worte der äußersten Notwendigkeit zu sprechen. Er wandte sich an den Gasthofswirt.

„Sie haben ja gewiß schon entdeckt, daß ich hier bin, weil ich zur See gehen möchte“, redete er den Mann an, während der Alte ihm in der an Nachmittagen gästeleeren Trinkstube den Kaffee vorsetzte.

Der Wirt kraulte mit einer geringschätzigen Grimasse seinen Seemannsbart und meinte: „Da sind Sie nicht der erste, der sich mit solchen Absichten mal eine Hafenstadt ansieht, um danach mit seinem Mute wieder einzupacken. See-

mannsbrot — das schmeckt beinahe so bitter wie das Salzwasser, auf dem es verdient werden muß."

"Ich besitze Mittel", erwähnte Viktor, um den Mann für sich zu gewinnen. „Kennen Sie nicht einen Kapitän, der mich gegen ein gutes Lehrgeld mitnehmen würde?"

Das breite, mürrische Gesicht des Wirts hellte sich beträchtlich auf. Er nahm sogar am Tisch Platz.

"Was wollen Sie sich's kosten lassen?" erkundigte er sich.

Die Antwort kam knapp und klar: „Fünfhundert Mark."

"Donnerwetter!" brummte der Alte verblüfft. „Und was fiele für mich ab?"

"Fünfundzwanzig Mark sogleich, doppelt soviel, wenn Sie mir wirklich genügt haben."

"Haben Sie Papiere, Einwilligung des Vaters und so weiter?"

"Erhalte ich in den nächsten Tagen", sagte Viktor zuversichtlich.

In nicht mißzuverstehender Pantomime rieb der Gastwirt den Daumen auf dem Zeigefinger und streckte dann die Hand aus.

Viktor verstand die wortlose Forderung und erfüllte sie.

Der Alte kniff die Geldscheine zusammen und schob sie nach genauer Prüfung in die Westentasche. Dann begab er sich an den Schanktisch. Er bekratzte einen Zettel.

Als er zu Viktor zurückkam, legte er das Papier vor und sagte: „Gehen Sie mal gleich hin!" Damit schien der Handel für ihn abgeschlossen zu sein. Er verlor kein Wort weiter und beschäftigte sich mit allerhand Verrichtungen,

durch die er wahrscheinlich Vorbereitungen traf für den Empfang der Dämmerstundengäste.

Mit geringer Mühe fand Viktor die „Pinnaßberg“ geheißene Straße. Unter der Adresse stand auf dem Zettel: „An Kapitän Frerik Ulvens einen Schiffsjungen empfohlen. Bedinge mir ein Fünfstel aus. Laß Dir das Geschäft nicht entgehen, es ist anständig. Erwarte Dich und grüße. Heinrich Boyens.“

Eine ältliche kleine Frau öffnete die Flurtür. Entschuldigungen murmelnd, überreichte Viktor ihr den Zettel. Sie überlas langsam und mißtrauisch den Inhalt. Ganz einverstanden schien sie nicht zu sein. Unschlüssig drehte sie das Blatt hin und her.

„So, es ist also Hein Boyens, der Sie schickt“, sagte sie endlich. „Vertrauen Sie da nicht zu stark. Er ist nicht einer von den besten und steht ein büschen in schlechtem Geruch.“

Sie sprach das in der ein wenig singenden Art der Waterkantleute, sehr bemüht, ein reines Hochdeutsch zu gebrauchen. Dann gab sie den Eingang frei und ließ den Besucher in ein Zimmer treten. Hier fielen allerlei Dinge auf, von denen leicht Rückschlüsse zu ziehen waren auf einen Zusammenhang zwischen dem Eigentümer und der Seefahrt.

„Mein Mann, Kaptain Ulvens, kann in einer Viertelstunde da sein“, gab sie Bescheid. „Ich denke, Sie warten am besten auf ihn. Er ist ja man ein büschen knurrig. Lassen Sie sich aber dadurch nicht den Mut nehmen! Er tut man bloß so. Wenn er Sie an Bord nimmt, dann haben Sie Glück gehabt.“

„Ich hoffe das von Herzen, Frau Kapitän“, versicherte Viktor.

Die zierliche Frau bot ihm einen Stuhl an. Sie nahm zugleich Platz in der Ecke eines altertümlichen Sofas, das, langgestreckt und einer gepolsterten Kajütbank gleichend, die ganze rechte Wand der Stube beanspruchte. Das Frauchen hatte wohl die gutmütige Absicht, den jungen Besucher bis zur Ankunft des Kapitäns zu unterhalten.

„Mit großen Erwartungen dürfen Sie sich nun nicht tragen“, warnte sie. „Es ist man bloß ein kleines Schiff, die Brigg von meinem Alten. Sie heißt ‚Morgenstern‘ und schwimmt schon eine Reihe von Jahren. Segelschiffe kommen ja ganz aus der Mode. Aber mein Mann kann sich nicht entschließen, das seine aufzugeben. Wir hängen so sehr an dem Fahrzeug, da es unser einziges Eigentum ist. Sie werden das, wenn auch nicht gleich, verstehen, nicht wahr?“

„Gewiß, Frau Kapitän“, stimmte Viktor bei.

Es tat ihm unsagbar wohl, eine Menschenseele so vertraulich reden zu hören. Wehmütige Erinnerung beschlich ihn angesichts des ältlichen Frauchens mit dem gütigen Antlitz und den freundlichen Augen . . . wehmütige Erinnerung an die sich um ihn sorgende Mutter. Nun freute er sich, daß er den Brief nach Hause abgeschickt hatte.

„Ich hänge immer von neuem, wenn Kaptain Alvens nach See zu geht“, erzählte die Frau weiter. „Das kommt aber schließlich daher, weil ich dann so allein bin. Wir haben unlängst unsere Tochter hergeben müssen. Das heißt, ich mehr als mein Mann. Aber das ist ja mal so Mütterlos. Sie konnte sich anständig verheiraten, und da darf man doch nichts in den Weg legen. Meinen Sie nicht auch?“

Lächelnd stellte Viktor ihr vor: „Ich bin gewiß zu jung, Frau Kapitän, um da zu urteilen. Aber auch ich habe eine Mutter, der ich erst heute schrieb, sie werde mich nun hergeben müssen. Ich füge damit einem bereits verursachten schweren Leid einen neuen Kummer hinzu. Aber ich habe wieder Lebensmut gewonnen, denke alles gutmachen zu können, und ich glaube —“

Eine schnurrig rappende altmodische Schelle draußen auf dem Gang unterbrach die Unterhaltung. Viktor erhob sich und meinte, da werde gewiß der Kapitän kommen.

„Das glaube ich nicht“, entgegnete die kleine Frau. „Er ist zu Tiedgens, dem Segelmacher, da snackt er sich gern ein hübschen fest. Aber es könnte unsere Tochter sein, und die schicke ich dann zu Tiedgens, damit sie den Vater holt.“

Sie ging, und auf dem Flur draußen, den Stimmen nach zu urteilen, gab es eine lebhafteste Begrüßung zwischen Frauen. Viktor betrachtete derweil ein Schiffsmodell, das unter einem Glassturz die Mitte einer Kommode zierte. Dann ging hinter ihm die Tür. Die nette Kapitänswfrau steckte den Kopf herein.

„Kaptain Alvens wird geholt“, verkündete sie. „Ich schicke Ihnen derweil die Freundin meiner Tochter herein. Mit der hübschen Deern spricht sich's doch besser als mit mir alten Frau.“

Viktor drehte sich um und wartete. Ueber die Schwelle trat ein schlankes Mädchen. Klare Blauaugen leuchteten in dem lieblichen Gesicht, das umrahmt war von einer Fülle blonder Haare über der Stirn und an den Schläfen. Das Antlitz war ihm fremd — und doch glaubte er es zu kennen.

Sie sah ihn, und Zweifel, Freude und endlich Staunen bis zum Glück wandelten sekundenlang in immer neuem Mienenspiel das Mädchengesicht. Bis der lächelnde Mund und der sonnige Ausdruck der feinen Züge nur noch ein stilles Jauchzen war.

„Viktor Felsing“, flüsterte Sylvia.

Sein Name ließ ihn zusammensucken. Woher kannte sie ihn? Er wich zurück und starrte die Fremde an.

Mit zwei raschen Schritten war sie bei ihm. Er spürte ihre Hand auf seiner Schulter, den Atem ihres Mundes an seiner Wange.

„Viktor Felsing“, wiederholte sie sanft.

Urpötzlich zerriß der Schleier in seiner Seele: es war in jener furchtbaren Nacht gewesen, als dies zarte Geschöpf da ihm zu Füßen kniete und das Blut Beverstorffs von dem hellen Alfster wusch . . .

Wenn Dr. Aurelius von einem Wiedersehen mit Frau Harthilt Wunder erhofft hatte, so verwirklichten sie sich. Kaum noch Schmerzen spürte er an der Stelle, wo das aus nächster Nähe einschlagende Geschöß das Fleisch glatt durchstoßen, das Schlüsselbein gestreift hatte, beim Austritt aus dem Körper allerdings eine schwere Wunde über dem Schulterblatt reißend. Dem Urteil der Aerzte nach war der Doktor außer Lebensgefahr. —

Späte Nachmittagssonne erfüllte das Zimmer mit dem Abglanz nahender Frühlingstage. Die Kastanien im Garten des Krankenhauses zeigten bereits braunglänzende dicke Knospen. Warmes Licht breitete sich aus. Der wolkenlos hohe Himmel war klar wie Glas. Und licht, warm und voll des Abglanzes einer unerhört schönen Hoffnung war es auch in der Seele des Doktors. —

Eine Krankenschwester kam und erneuerte den Verband, um den wunden Mann für die Nacht vorzubereiten. Sie tat das geschickt und schnell. Als sie ihr Werk vollendet und sich überzeugt hatte, der Temperaturanstieg, den jeder nahende Abend brachte, sei nur gering, meldete sie den Besuch.

„Frau Beverstorff und Untersuchungsrichter Winterfeld“, sagte sie. „Ich habe den Herrschaften auf die Seele gebunden, nicht zu lange zu bleiben und Sie nicht zu vielem Reden zu veranlassen.“

„Seien Sie unbesorgt, Schwester“, versprach Aurelius. „Ich werde mir alle Zurückhaltung auferlegen. Frau Beverstorff spricht ohnehin nicht viel, und so trägt der gern gesprächige Winterfeld allein die Kosten der Unterhaltung.“

Winterfeld besaß einen prächtigen Herzenstakt. Er tat, als sei ihm sehr wichtig, von der Krankenschwester einen Bericht über den Gesundheitszustand des Verwundeten zu hören; er verwickelte die Pflegerin in ein Gespräch vor der Thür und ließ dem neuen Freund Gelegenheit, von Frau Harthilt allein begrüßt zu werden.

Erst als er das Zimmer betrat, lösten sich die Hände der beiden voneinander. Die Begrüßung scheint ziemlich ausgiebig gewesen zu sein, dachte Winterfeld vergnügt. Er gab dem Doktor die Rechte, trug dann zwei Stühle herbei. Mit stillem Behagen sah er zu, wie Frau Harthilt an den Rückenkissen in dem Lehnstuhl richtete und wie sie die Decke sorglicher über die Knie des Kranken breitete.

Die Unterhaltung kam schwer in Fluß. Keiner von den dreien wußte, womit beginnen. Aurelius fühlte das Glück der Nähe der geliebten Frau, und seine Lider senkten sich, als schloße er sich gegen die Außenwelt ab, um allein zu sein mit dem Gedanken: Sie ist bei dir.

Nach ein paar Sekunden der Stille meinte der Untersuchungsrichter: „Tja — da sieht man nun, und alles Schöne, das man zu sagen sich vorgenommen hatte, ist wie zerstoßen. Gnädige Frau, Sie haben das Wort.“

Frau Harthilt beschwichtigte lächelnd: „Es war Goethe, der behauptete, das Beste werde nicht durch Worte deutlich. Unser Kranker wird sich gern zufrieden geben, wenn wir ihn nicht mit leeren Reden langweilen.“

„Ich bin zufrieden, daß Sie überhaupt da sind“, erklärte Aurelius.

Winterfelds seltsames Gesicht nahm die Miene heiteren Verschmitzseins an, als er sich dem Ausspruch Frau Harthilts anschloß: „Goethe hat auch behauptet, etwas Denken sei dem Menschen immer nütze. So will ich denken, lieber Doktor, daß Sie mit dem großgeschriebenen Sie nicht mich meinten.“

Frau Harthilt errötete. Aber sie scheute sich nicht, für einen Pulsschlag lang ihre Hand auf die des Doktors zu legen.

„Ich bin heute nachmittag eigentlich zu einem bestimmten Zweck mitgekommen“, hub der Untersuchungsrichter an. „Die Krankenschwester verbot uns, Sie aufzuregen. Also möchte ich erst von Ihnen, lieber Freund, hören, ob ich von dem Stande meiner Untersuchungen reden darf. Lehnen Sie es ruhig ab! Ich nehme dann ebenso gern durch schweigende Beredsamkeit teil an dem beredsamen Schweigen zweier Menschen, die sich laut der Behauptung des großen Olympiers das Beste wortlos zu sagen vermögen.“

„Sie sind sehr ungezogen“, tadelte Frau Harthilt den lachenden Winterfeld, obgleich ihr ruhiger Blick den Kranken zärtlich streifte.

Dr. Aurelius sagte: „Sie wissen, wie sehr mich die Gedanken beschäftigen, was für Geheimnisse den Beverstorff-

schen Kriminalfall umgeben. Erzählen Sie nur! Es wird meine Grübeleien zur Ruhe bringen."

Zufrieden begann der Richter: „Da will ich zunächst sagen, daß die Schulze bei den Verhören genau die gleichen Schachzüge durchführt wie vorher unsere Freundin. Sie bekennt nicht, leugnet nicht und bleibt kühl bis ans Herz hinan. Dieser weiblichen Taktik gegenüber versagt man einfach.“

„Mein Verhalten entsprach keineswegs einer besonderen, mir selbst geltenden Taktik“, widerlegte Frau Harthilt. „Hören Sie mein Bekenntnis! Ich wußte den Sohn meiner teuersten Freundin in Gefahr und wollte ihm möglichst lange Gelegenheit verschaffen, sich auf eine Rechtfertigung vorzubereiten. Ich war von seiner Schuldlosigkeit überzeugt, hatte jedoch Grund zu der Annahme, er werde über kurz oder lang in den Verdacht der Täterschaft geraten. Heute darf ich durch dies Bekenntnis meine Karten aufdecken, denn heute wissen wir, wer die Tat verübt hat.“

Dr. Aurelius warf ein: „Ich habe Ihre Aufopferung geahnt, Frau Harthilt. Das wurde der erste Antrieb, mich Ihrer anzunehmen.“

„Dann möchte ich eines wissen“, brachte Winterfeld zur Sprache. „Ihr Alibibeweis scheiterte, gnädige Frau. Warum nahmen Sie die furchtbare Gefahr auf sich, dadurch ein Opfer Ihrer Schweigsamkeit zu werden? Warum verweigerten Sie die Auskunft, wo Sie in der verhängnisvollen Nacht gewesen sind?“

„Einfach aus Feigheit!“ erklärte Frau Harthilt mit drei knappen Worten überraschend klar.

Winterfeld zögerte kurz, bevor er sich erkundigte: „Ist es sehr zudringlich, wenn man Sie heute fragt, was Sie zu verschweigen hatten?“ Er wandte sich an Aurelius: „Bitte, Doktor, unterstützen Sie diese Frage!“

Ehe der Doktor Widerspruch erheben konnte, sagte die immer ruhevoll überlegene Frau: „Ich schämte mich, einzugestehen, daß ich mich durch meine letzte Unterredung mit Beverstorff in den verzweifeltsten Gedanken hineintreiben ließ, es wäre das beste, vor mir selbst die Flucht zu ergreifen. Ich war zu feige, zu bekennen, daß ich den Mut zu dieser Flucht im entscheidenden Augenblick verlor.“

Unbarmherzig fragte Winterfeld weiter: „Sie sprechen doch von Selbstmordabsichten?“

„Ich war lebensmüde. Ein Mann, fünfundzwanzig Jahre älter als ich, in seiner Lebenskraft wie in seinem brutalen Willen gleich zähe — ein Mann, dem ich auch nicht das leiseste Vertrauen jemals entgegengebracht — ein Mann, der meinen Vater durch finanzielle Bedrohungen einschüchterte, damit er mich ihm zum Weibe gab — dieser Mann hatte mich, die zu lieben sich sehnte, das Hassen gelehrt. Das Leben eines gemarterten Tieres, dem man vorsichtig eine Wunde nach der anderen beibringt, um es an ein langsames Sterben zu gewöhnen — was konnte mir solch ein Leben noch wert sein? Ich irrte eine Nacht lang draußen umher. Als es tagen wollte, kehrte ich heim. Den Mut zum Freitod hatte ich nicht gefunden. Eine ganz unbeschreibliche, seltsame, dunkle Ahnung sagte mir ohne Unterlaß, ich solle es nicht tun. Wenige Stunden später erfuhr ich, daß Beverstorff ermordet war. Ich nenne es: gerichtet!“

Frau Harthilt schwieg. Aurelius griff nach ihrer Hand und hielt die zitternden Finger fest.

Winterfeld saß mit gesenkter Stirn da. Sein Gesicht drückte Mitleid aus. Doch schien noch irgendein anderer Gedanke ihn zu beschäftigen.

Plötzlich sagte Frau Harthilt in die Stille hinein: „Auf das einfachste erklärt sich Ihnen nun mein Schweigen über die Tatsache, daß ich in der Mordnacht außer Hause war. Ich schämte mich in meinem Stolz, die feige Absicht einzugestehen. Und sagen Sie selbst, meine Herren, hätten Sie beide mir, der Tatverdächtigen, diese Erläuterung früher geglaubt? Bestimmt nicht! Was ich zu befürchten hatte, war der Vorwurf plumper Lüge.“

Langsam hub der Untersuchungsrichter an: „Als der Tat verdächtig trat an Ihre Stelle eine andere Frau. Sie leugnet nicht eine Sekunde, auf unseren armen Freund geschossen zu haben. Aber sie schweigt über den Anlaß. Was sie hingegen mit aller Kraft wütender Selbstverteidigung bestreitet, das ist der ihr zur Last gelegte Mord an Beverstorff.“

Dr. Aurelius erinnerte: „Und die Blätter, auf die der Gatte dieser Frau die klare Anklage niederschrieb? Die wären also eine ungeheuerliche, abgeseimte Erfindung jenes Mädchens in Hamburg?“

Winterfeld widerlegte: „Die Frau gibt zu, daß diese Blätter wirklich vorhanden gewesen sind. Sie selbst hat sie gelesen und dann verbrannt. Doch sie behauptet, Sylvia Rickstetten habe ein vollkommen bedeutungsloses Betriamel des kranken Mannes mißverstanden. Der Arzt habe ihm

angeraten gehabt, er solle seinen Geist üben und sein Denkvermögen durch Schreibarbeit zu fördern suchen."

"Zu durchsichtige Ausrede, als daß sie auch nur den leisesten Schein des Wahrhaftigen für sich hätte", urteilte der Doktor.

"Doch nicht", sagte Winterfeld ruhig. "Ich habe den Arzt vernommen. Er bestätigt diese Aussage der Schulze."

Schroff hielt der Doktor dem entgegen: "Wenn Sylvia Rickstetten ihre Bekundung auf den Eid nimmt, dann ist die Frau verloren."

"Nicht mit meinem Willen!" brauste der Untersuchungsrichter auf. "Wenigstens nicht, soweit der Fall Beverstorff zur Erörterung steht."

Aurelius staunte: "Ich verstehe Sie nicht."

"Sie haben eine an sich richtige Spur verfolgt", belehrte Winterfeld. "Richtig jedoch nur, soweit Sie feststellen wollten, zwischen der Alma Schulze und dem Ermordeten habe eine Verbindung bestanden. Beverstorff versorgte die Frau mit Geld. Das war in gewissem Sinne nichts weiter als eine menschliche Pflicht. Ich werde nachher sagen, weshalb. Richtig ist: er fing in letzter Zeit an, diese Pflicht zu bestreiten. Er beschnitt die dem Gatten verheimlichten Nebeneinnahmen der Schulze. Das führte zu erregten Auftritten zwischen den beiden. Der letzte derartige Auftritt fand statt in der Mordnacht."

"Also doch!" schaltete Aurelius ein.

"Warten Sie doch", wehrte Winterfeld. "Die Frau hatte sich einen Nachschlüssel zur Wohnung verschafft. Das

240

war nicht schwer für sie, entsprechend der Tatsache, daß sie, wenn auch nur bei Tageslicht, öfter den Mann aufsuchte. Zum erstenmal bei Dunkelheit betrat sie die Wohnung am Abend des Mordes. Warum? Weil Beverstorff den üblichen Zusammenkünften ausgewichen war. Sie begab sich in das ihr bekannte Arbeitszimmer. Als sie ihn kommen hörte, wurde sie gewahr, er habe einen Besucher bei sich. Beverstorff betrat das Arbeitszimmer für ein paar Sekunden, legte im Dunkeln die Oberkleider ab und ging hinaus, ohne die Anwesende bemerkt zu haben. Bald darauf vernahm sie einen heftigen Wortwechsel zwischen dem Mann und seinem späten Gast. Dann plötzlich war es still. Sie wagte sich aus dem Arbeitszimmer hervor und ging in das Schlafzimmer hinüber. Hier fand sie —

„Den Ermordeten natürlich!“ spottete der Doktor. „Und diesem Lügengewebe wollen Sie Glauben schenken?“

Ohne sich beirren zu lassen, erzählte Winterfeld weiter: „Sie fand Beverstorff damit beschäftigt, das Bluten einer harmlosen Schnittwunde in seiner Handfläche zu stillen, indem er einen Zipfel seiner Schlaffade darauf preßte. Er war zornig durch seinen Streit mit dem Besucher, war gereizt. In dieser Stimmung — und wahrscheinlich noch obendrein aufgebracht durch das nächtliche Eindringen der Schulze — verweigerte er für fernerhin jede Geldbergabe. Nach einer heftigen Auseinandersetzung verließ die Frau das Haus.“

„Ein reizendes Märchen!“ rief Aurelius ungehalten, „denn bis ein anderer Mensch die Güte hatte, ihn umzubringen, behielt Beverstorff brav die seiner Widersacherin

ausgerissenen Haare in der Hand. Ausgerissen bei einer Rauferei, während der die erfindungsreiche Dame eine Puderquaste aus ihrer Handtasche und eine Spange aus ihren Haaren verlor. Und am Morgen bemühte sie sich zu einem Friseur und ließ sich zu aller Fürsorge die Haare abschneiden, damit niemand auf die Vermutung käme, die langen Haare in der Hand des Ermordeten stammten von demselben Weiberkopf, der jetzt kurze Haare hatte. Ich aber, lieber Winterfeld, ich habe den abgesechnittenen Zopf und die Haare aus der Faust Beverstorffs verglichen."

"Ich gebe zu, die Zusammenhänge sind unheimlich", sprach der Untersuchungsrichter gelassen. "Die Schulze ist denn auch von hier an überaus zurückhaltend in ihren Aussagen. Man müßte annehmen, der späte Gast sei noch einmal zurückgekehrt, habe den Streit fortgesetzt und im Verlauf der wiederholten Zwistigkeiten den tödlichen Stoß geführt."

"Und wie kam der Zurückkehrende ins Haus? Wie kam er in die Wohnung? Etwa durch ein: Sesam, öffne dich?"

"Berechtigter Spott", meinte Winterfeld mit einem müden Lächeln. "Ins Haus kam er, weil der Flurschlüssel die Eigentümlichkeit hatte, auch das Schloß der Haustür zu erschließen. Ein Umstand, von dem die Schulze durch Beverstorff selbst Kenntniß hatte."

"Das hat natürlich auch der sogenannte Täter gewußt", höhnte der Doktor.

"Nein. Ich erwähne das nur nebenbei. Diesen Schlüssel vermißt die Schulze. Ob sie ihn verlor und wo sie ihn verloren haben könnte, das weiß sie nicht. Sie erinnert sich,

ihn von außen ins Schloß der Haustür gesteckt und zugeschlossen zu haben. Sie erinnert sich aber nicht, ob sie den Schlüssel auch abzog. War das nicht der Fall, so gelangte der Täter leicht ins Haus. Dann müßte Beverstorff selbst die Flurtür geöffnet haben.“

Ein Pochen an der Tür unterbrach das lebhafteste Gespräch. Die Pflegerin kam und bestand darauf, der Kranke müsse nun unbedingt allein gelassen werden. Frau Harthilt nahm stillen Abschied.

Als Winterfeld dem Verwundeten die Hand reichte, fragte Aurelius: „Sie scheinen an die Schuldlosigkeit der Schulze zu glauben?“

In tiefem Ernst antwortete der Untersuchungsrichter: „Es wäre zu schrecklich, wenn die Frau die Täterin wäre. Es hätte dann nämlich die Tochter den Vater ums Leben gebracht.“

* * *

Am Rande eines Kiefernwäldchens blieb Sylvia stehen. Ihr feines Gesicht war gerötet von der Wanderung, die sie mit Viktor weit elbabwärts geführt hatte von Blankenese aus. Hier war das Elbufer hoch gelegen und bot einen wundervollen Blick auf den Fluß.

„Wir wollen rasten und dann umkehren“, schlug das Mädchen vor.

Sie suchte einen bequemen Platz aus, eine kleine Sandkule, auf deren, von noch dürrem Heidekraut bewachsenem

Rande man sitzen konnte, so daß die Füße einen Stützpunkt fanden auf dem Boden der Vertiefung.

Traurig sagte Sylvia: „An dieser Stelle werde ich sitzen, wenn Sie mit der Brigg von Kapitän Alvens zur ersten Reise aussegeln.“

„Wäre es nur schon so weit!“ sehnte sich Viktor, das Bild des von Schiffen aller Art belebten Stromes in sich aufnehmend. Plötzlich sagte er: „Sie zeigen so große Anteilnahme an meinem Geschick, Sylvia. Ihre Stimme tröstete mich, als sie auf einem Weg, den ein Wunder unserer Zeit überbrückte, durch das Nichts zu meinem Ohr drang. Des getreuen Glaubens an meine Schuldlosigkeit haben Sie mich versichert, ohne zu fragen, ob ich nicht doch der Mensch bin, der eines anderen Menschen Blut vergoß. Wodurch verdiente ich mir so starke Freundschaft?“

In den sanften Augen Sylvias spiegelte sich der Himmel des klaren Lentzages, als sie erklärte: „Ich kann Ihre Frage nicht beantworten. Einfach deshalb nicht, weil ich keine Antwort weiß. Es ist ein Gefühl in mir, dem ich beglückten Herzens nachgebe. Das überkam mich schon in jener Nacht, als ich mit zitternden Händen die Blutspuren von Ihrem Mantel wusch. Mich trieb etwas: Du mußt sie unsichtbar machen, sonst ist er verloren! Seltsam genug; denn erst nachdem brüllte der Lautsprecher die Kunde von einem Mord in den engen Kneipraum, und erst am anderen Tage erfuhr ich von dem zweiten Mord, der in der nächsten Straße verübt worden war.“

„Wollen Sie hören, was die Blutspuren zu bedeuten hatten?“ fragte Viktor.

Statt eines bejahenden Wortes legte Sylvia zutraulich den Arm um die Schultern des Gefährten. Sie saß still und lauschte mit dem gläubigen Gesicht eines jungen Weibes, das liebt.

„Ich hatte mein Herz an eine sehr unglückliche Frau gehängt“, erzählte Viktor. „Es gab jedoch keinen Weg zu ihr, denn sie war nicht frei. Sie lächelte über meine heiße Zuneigung. Ich aber meinte, sie behandle mich als einen Knaben, nur weil ihr Unglück ihr verbot, meinen Beteuerungen Gehör zu schenken.“

„Die Frau war also viel älter als Sie“, folgerte Sylvia. „Kamen Sie denn nicht auf den Gedanken, die Frau behandle Sie nicht bloß als einen Knaben, sondern sie sehe in Ihnen wirklich nur einen für sie viel zu jungen Menschen?“

Viktor gestand: „Das war der Gedanke, der mich zur Verzweiflung trieb. Mein Vater behauptet, ich sei ein Phantast. Vielleicht hat er recht; denn es wuchs in meiner Phantasie der Wille empor, der Frau meiner ersten wilden Liebe zu beweisen, ich sei mehr als ein Knabe: ein Mann und ein Held. Ich gebe zu, daß ich nach vielen Ueberlegungen friedlicher Art auf den Gedanken an einen Mord verfiel; an einen so listig durchzuführenden Mord, daß keine Seele auch nur je in mir den Täter vermuten sollte.“

„Wie entsetzlich!“ murmelte Sylvia und zog den Arm zurück, scheu wie ein Kind, das vor einer eben noch freundlichen Erscheinung urplötzlich ein Fürchten fühlt.

Ohne auf des Mädchens Erschrecken zu achten, sprach Viktor weiter: „Beverstorff war als ein habgieriger Finanz-

mann bekannt. Um in den Besitz eines geldbringenden Geheimnisses der Fabrik meines Vaters zu gelangen, würde ihm kein Preis zu hoch gewesen sein, einerlei, ob es um ein materielles oder ideelles Opfer ginge. Das durfte ich bei meinem Mordplan voraussetzen, wollte ich mit dem Manne zu einer vollkommen geheimen Verbindung kommen. Diese Verbindung mußte ja so verborgen bleiben, daß nach dem Mord niemals der Verdacht auf mich fallen konnte."

"Sie knüpfen diese Verbindung?" forschte Sylvia. "Wie gefährlich! Ein habgieriger Mensch wird immer zum schurkischen Verräter, sobald er das Geheimnis besitzt, für das er bezahlen soll."

"Auch das hatte ich bedacht", erwähnte Viktor. "Ich schrieb daher: nicht um Geld wollte eine bestimmte Persönlichkeit ihm das finanziell aussichtsreiche Projekt einer Firma verraten; er brauche mit nichts weiter zu bezahlen als mit einem schriftlichen Versprechen, dessen Erfüllung ihm eine Kleinigkeit sein werde. Ich machte den Vorschlag zu einer heimlichen Zusammenkunft an einem abgelegenen Ort. Dort wollte ich ihn töten."

"Und was geschah?" drängte das Mädchen.

"Er kam — und er sah in der Dunkelheit einen Menschen mit ver mummtem Gesicht vor sich. Sein erstes Wort war Hohn. Er sagte: „Wenn man sich postlagernde Briefe schreiben läßt, um ein Geheimnis seines Vaters zu verkaufen, muß man mindestens so schlau sein, die Briefe nicht selbst abzuholen, Herr Viktor Felsing.“"

"Er hatte Sie also auf der Post beobachten lassen", folgerte Sylvia.

„Er war selbst dagewesen. Die Erkenntnis, ich sei entdeckt noch vor der That, wirkte so niederschmetternd, daß ich meine Absicht nicht auszuführen wagte. Es bestand ja doch die Wahrscheinlichkeit, daß er über unseren Briefwechsel ebenso wie über unsere beabsichtigte Zusammenkunft zu jemandem gesprochen hatte. Nun wollte er den Preis von meinem Geheimnis wissen. Ich sagte: „Nichts weiter als die Erlösung Ihrer Frau von der vor Jahren geschlossenen verhängnisvollen Ehe!“ Er besann sich eine Weile und meinte endlich, das sei billig; aber so wie ich, bestünde auch er auf schriftlichen Abmachungen.“

„Er wollte also den Preis bezahlen — die Freigabe seiner Frau“, meinte Sylvia.

Mit einem Kopfschütteln widerlegte Viktor: „Ich mußte bald zu anderer Ueberzeugung gelangen. Was sich bewahrheitet hat, das erkannte ich zu spät: er würde mir mein Geheimnis entlocken, würde mich kraft meines Verrates in seiner Macht haben, ohne durch den Verzicht auf die Frau zu zahlen. Befand ich mich denn nicht überhaupt schon in seiner Macht? Er brauchte meinem Vater ja nur von unserem Briefwechsel zu erzählen, brauchte nur zwei Worte zu sagen von dem, was zwischen uns verhandelt worden war. Ich fürchtete meinen Vater, denn er war streng zu mir, eben weil er in mir einen Narrenhäusler sah, der niemals zu etwas nütze sein werde.“

Zärtlich tröstend glitt die weiche Hand des Mädchens über des Gefährten Arm.

Dann erzählte Viktor weiter: „Mein nächstes Zusammentreffen mit Beverstorff fand in einer abgelegenen

Waldschenke statt. Hier gab ich das Fabrikgeheimnis meines Vaters preis.“

„Um Gottes willen, was haben Sie getan! Haben Sie denn nicht bedacht, daß Sie dadurch zum Verbrecher wurden!“

„Das wurde ich allerdings, denn als ich mich zum Verräter erniedrigt hatte —“

Sylvia unterbrach: „Sie taten es einer Frau zuliebe.“

„Ich danke Ihnen für dies schöne Wort, Sylvia. Auch ich selbst beschönige damit seit den letzten Tagen und nach furchtbarer Seelenpein das, was geschehen ist. Doch hören Sie weiter! Als der Mann genug wußte, äußerte er: selbstverständlich könne er sich in schriftliche Vereinbarungen über solche Geschichten nicht einlassen; ich mußte mich eben mit seinem Versprechen begnügen. Tage vergingen. Für mich waren sie Foltern meiner Seele und meines Körpers. Jede Stunde fürchtete ich, mein Vater werde mir den Vorwurf ‚Verräter!‘ ins Gesicht schleudern. Ich zitterte, wenn er mich einmal zu sich rufen ließ. Als nichts dergleichen geschah, wurde ich ruhiger. Es war die Ruhe des zum Aeußersten entschlossenen Verzweifelten.“

„Sie erfuhren, Beverstorff werde seine Frau nicht freigeben“, murmelte Sylvia.

„Sie selbst sagte mir das (ahnungslos, was für ein schmachvolles Opfer ich schon gewagt hatte, ihr die Freiheit zu erkaufen), nicht ahnend, daß die Stunde der Befreiung ihr durch Mörderhand bereitet werden sollte.“ —

Sylvia richtete sich stracks empor und rief: „Sie haben es also doch getan! Dann, Viktor, habe ich eine schuldlose Frau ins Verderben gestürzt.“

Erstaunt fragte er: „Wie ist das zu verstehen?“

Sylvia berichtete weinend von den Blättern des Kranken, aus denen sie eine Anklage gegen Frau Alma lesen zu müssen glaubte. Lange Minuten vergingen. Dann brachte Viktor vor:

„Hören Sie erst, was in der Mordnacht geschehen ist. Vorausschicken muß ich: statt sein Versprechen zu halten, sandte der schuftige Mensch mir Geld. Das Geld brachte ich durch in meiner ersten Betäubung. Dann lieb ich mir anderwärts die gleiche Summe und trug dies Geld zu Beverstorff. Hohnvoll wies er mich ab. Und wie ein Teufel triumphierte er: nachdem ich ihm einmal ein Geheimnis unserer Fabrik verraten hätte, wisse er mich zu zwingen, ihm noch weitere ähnliche Dienste zu leisten. Außer mir vor Entsetzen, schrie ich ihm zu, ich würde mich lieber vor seinen Augen töten, denn wann immer mir die Flammenschrift zu Gesicht käme, werde sie mich an meinen nutzlos verübten Verrat mahnen; nie würde ich die lodernden Buchstaben über den Dächern anders sehen können als mit dem Gedanken, daß sie meine heimliche Schande an den Himmel schrieben.“

Ihr Antlitz in den Händen verbergend, schluchzte Sylvia: „Sie Vermster aller Armen!“

„Ja, das bin ich, Sylvia. Und daß ich es war, das wurde mir klar, als Beverstorff seinen Worten hinzufügte: nicht nur ich sei in seiner Hand, nein, weit mehr noch seine Frau. Es sei ihm klar, nur sie allein könne mich unreifen Menschen angestiftet haben, auf diesem Wege ihr die Freiheit zu erkaufen. Und wenn sie je zu büßen hätte, daß sie

ihn jahrelang vergeblich um Liebe betteln ließ, so solle das jetzt sein. Mit Grauen entdeckte ich, wie ich nicht nur mich, sondern auch noch eine Schuldlose einem Satan ausgeliefert hatte.“

„Ich verstehe Sie“, rief Sylvia. „Oh, wie ich Sie verstehe! Rasch, sagen Sie, wie Sie diesen Menschen niederstießen!“

„Um Gottes willen, Sylvia!“ wehrte er in höchstem Entsetzen. „Das geschah doch nicht. Ich denke, Sie sind überzeugt, daß nicht ich der Mörder Beverdorffs bin?“

„Nicht — nicht?“ jubelte das Mädchen auf, und dann umklammerte sie ihn, als sei er ein vom Tode Auferstandener.

Viktor setzte seine Erzählung fort: „Wohl hatte ich eine Waffe bei mir, die Beverstorff zugebracht war — einen indischen Dolch aus der Sammlung meines Vaters. Aber ich zückte die Waffe gegen mich selbst. Er wollte mich hindern und fiel mir in den Arm. Im nächsten Augenblick sah ich Blut an seiner Hand. Er schrie auf und wich in eine Ecke des Zimmers zurück, erschrocken vor seinem eigenen Lebenssaft. Mit entsetzten Augen starrte er mich an und winselte: Tun Sie mir nichts — tun Sie mir nichts! Was dann vorging, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, aus der furchtbaren Aufregung gelangte ich beim Anblick des wimmernden Schurken zu eisiger Ueberlegung. Doch das alles war wie in einem Traumzustand. Gesagt zu haben meine ich, ich würde heimgehen und meinem Vater bekennen. Auf den Tisch nahe dem Bett hatte er beim Betreten des Zimmers einen Schlüssel gelegt. Ich hatte mich nicht getäuscht, als ich annahm, es sei der Hausschlüssel. So gelangte ich auf die Straße.“

„Und wir lernten einander kennen“, erinnerte Sylvia glücklich.

„Es ist nicht mehr viel zu sagen“, trug er nach. „Wie aus einem wochenlangen Fieberwahn erwacht, war meine Vernunft klar gleich dem Himmel nach einem Unwetter. Ich entdeckte die Blutsflecke auf meinem Mantel, wollte vermeiden, daß sie gesehen würden, wenn ich nach Hause kam. Mit der Absicht, mir zur Beseitigung Essig für mein Taschentuch zu erbitten, betrat ich die Weinstube. Das andere wissen Sie. Erlöst war ich, als ich am Nachmittag darauf erfuhr, Beverstorff sei ermordet worden. Eine andere Hand hatte ihn zum Schweigen gebracht. Die Frau, die ich liebte, war frei.“

„Aber weshalb flüchteten Sie dann?“ wollte Sylvia wissen.

„Als Frau Beverstorff festgenommen wurde, war ich im ersten Schrecken überzeugt, sie sei die Täterin. Ich fürchtete, ebenfalls verhört zu werden und die Gründe meiner Beziehungen zu Beverstorff, den Verrat, eingestehen zu müssen. Konnte man mich nicht gesehen haben, als ich am Abend vor dem Verbrechen das Haus mit Beverstorff betrat? Und daß es einen Zeugen hierfür wirklich gab, das erfuhr ich später von einem Seemann, der selbst dieser Zeuge war. Es ist mir heute noch unbegreiflich, daß niemand etwas erfuhr von dem jungen Menschen, der sich in der Mordnacht in der Nähe des Mordhauses mit blutbeschmutztem Mantel sehen ließ.“

„Hierüber können Sie außer Sorge sein“, versicherte das junge Mädchen. „Zwar erfuhr man von dem Manne, aber

ich lieferte der Polizei eine Beschreibung, hinter der niemand Sie vermuten konnte."

"Und was die Polizei durch den Rundfunk verbreiten ließ?" fragte Viktor verwundert.

"Sie erzählten mir, Sie hätten die Beschreibung nicht zu Ende gehört. Die Nachricht wurde nicht von der Behörde veranlaßt, sondern durch einen Freund Ihres Vaters."

"Dann stünde also meiner Heimkehr gar nichts im Wege?"

Sylvia senkte ihr Antlitz.

"Nichts", flüsterte sie. "Und dann werden Sie die Frau wiedersehen, der Sie so viel opferten."

"Das wird nicht geschehen", versprach er tröstend. Er hatte den tiefen Schmerz in den Worten der Freundin vernommen und küßte sie zum ersten Male. Dann sprach er weiter. "Kapitän Alvens und ich sind uns einig, daß ich die Fahrt auf der Brigg mitmache. Mein Vater sandte mir alle Papiere. Doch ohne ein Wort der Verzeihung, ohne eine Silbe des Trostes, ohne die Aufforderung zu späterer Heimkehr. Ich werde sehr einsam sein, Sylvia."

"Haben Sie nicht mich?" erinnerte das junge Geschöpf und erwiderte den Kuß.

* * *

Die Uhr in der kleinen Amtsstube vertönte den letzten Schlag der zehnten Stunde. Der Wachtmeister hatte sinnend dem Klingen der Glocke des Uhrgehäuses zugehört und griff jetzt wieder nach der Zeitung. Da zerriß das schrille Schwirren des elektrischen Läutewerkes die Stille. Im Melder fiel mit hörbarem Klack das Nummernscheibchen vor die Oeffnung.

„Der Untersuchungsrichter . . .?“ brummte der Beamte verwundert. „So spät noch . . .?“

Er knöpfte den Uniformrock zu, setzte die Dienstmütze auf und schritt den langen Gang entlang nach dem Arbeitszimmer Winterfelds. Der Richter befahl, die Untersuchungsgefangene Alma Schulze vorzuführen.

Zehn Minuten später stand die hübsche Blondine vor ihm. Ihr Gesicht war ruhig und unbewegt, doch die Augen zeigten einen müden Ausdruck, und der vormals frische Mund hatte jede Farbe verloren.

So mild wie möglich begann Winterfeld: „Ich habe Sie rufen lassen, nicht um ein Nachtverhör vorzunehmen. Ich will nur etwas mit Ihnen besprechen. Es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß ich — soweit wir über den Fall Beverstorff zu reden hatten — ein gewisses Wohlwollen nicht verleugnete.“

„Ich habe es gefühlt und war dankbar“, sagte Alma schlicht.

Winterfeld sprach weiter: „Nach allem, was ich über Sie erfuhr, muß man Sie eine mutige Frau nennen. So haben Sie in der letzten Zeit auch Schicksalsschläge ertragen,

ohne sich beugen zu lassen durch ihre Wucht. Ich rechne zu den Schicksalsschlägen auch Ihr Attentat auf den Doktor Aurelius. Habe ich recht?"

Ein paar Pulsschläge lang zögerte die junge Frau. Ihr Antlitz erstarrte zu einer bleichen Maske. In den Flügeln der fein geschnittenen Nase zitterte ein kaum merkliches Beben. Dann schlug Alma die Augen auf und sah den Richter groß und ehrlich an.

„Sie haben ganz recht“, gab sie zurück. „Ein Schicksalsschlag auch meine Tat. Ich danke Ihnen für das Wort, denn es tröstet mich über die Niederträchtigkeit, mit der ich den Ueberfall ausführte.“

„Wollen Sie mir die Gründe für den tätlichen Angriff erklären?“

„Nein — ich muß sie verschweigen. Und ich werde sie verschweigen, solange noch ein Tropfen Blutes in mir ist.“

„Auch dann, wenn ich Ihnen freimütig zubillige, Sie hätten keineswegs aus unedlen Beweggründen gehandelt?“

„Selbst dann“, scholl es in schroffer Abwehr.

Der Richter ließ nicht nach: „Und auch, wenn ich Ihnen sage, das Verschweigen habe nicht mehr den geringsten Zweck?“

„Unmöglich. Sie wollen mich nur fangen.“

„Dann lesen Sie das hier“, murmelte Winterfeld.

Er nahm vom Tische ein Blatt auf, das mit ungelentken, mühsam gemalten Schriftzeichen bedeckt war. Die wenigen Worte füllten den ganzen Bogen.

Die bleiche Frau las: „Gesteh alles, Alma! Ich habe Dich liebgehabt. Du auch mich. Ich danke Dir.“

Das Blatt flatterte zu Boden.

Dann stieß Alma hervor: „Mein Mann schrieb das — woher haben Sie es?“

„Man fand es in den späten Abendstunden auf dem Bett des Toten.“

Eine Weile war es so still, daß eines des anderen Atemzüge hören konnte. Dann wollte Winterfeld die taumelnde Frau auffangen. Sie wehrte ihn ab, straffte sich und fand selbst den Weg zu einem Stuhl.

Von dort aus sagte sie: „Er ist freiwillig gestorben — armer, armer Friede! Was hat er sich angetan?“

Winterfeld war innerlich erstaunt, daß die traurige Botschaft keinen tieferen Eindruck auf die junge Frau machte. Fast bereute er sein Kommen.

„Seit er Sie in Untersuchungshaft wußte, schief er nicht mehr“, berichtete er kühl. „Man gab ihm ein Schlafmittel. Zu einer Zeit, in der die Pflegerin ihn allein ließ, nahm er den ganzen Vorrat zu sich. Die Hülle mit den Pulvern stand auf dem Nachttischchen. Niemand konnte ahnen, der geistig und körperlich halb gelähmte Mann besäße Kraft und Bewegungswillen genug, um den Selbstmord auszuführen.“

Nun erst sank Alma zusammen. Sie stützte mit beiden Händen den Kopf und ließ den Tränen freien Lauf. Qualvolles Schluchzen schüttelte ihren Körper.

Als sie sich nach einigen Minuten beruhigte, gab Winterfeld mitleidig den Bescheid: „Ich erfuhr von dem trau-

rigen Vorgang und kam her, weil ich vermeiden wollte, daß Ihnen morgen in aller Frühe das Ableben Ihres Mannes mitgeteilt würde."

Er wartete zögernd mit dem Gehen. Nach Trostworten suchend, stand er da. Es war so schwer, der Frau Tröstliches zu sagen.

Da erhob sich Frau Alma und bat: „Warten Sie noch. Furchtbar, wenn ich jetzt in der Zelle allein bleiben soll. Eine ganze Nacht allein. Bleiben Sie bei mir!"

„Ich will Ihnen gern Gesellschaft leisten“, gewährte Winterfeld, erschüttert von den flehentlichen Worten der Verbrecherin. Er schlug vor: „Vielleicht erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben.“

„Nichts erzählen will ich“, sagte sie seufzend. „Ich will alles eingestehen — so, wie es mein armer Mann in seiner letzten Botschaft verlangte. Sie hatten vorhin recht. Das Verschweigen hat keinen Zweck mehr.“

„Eingestehen“, wiederholte der Untersuchungsrichter voll Bedenken. „Ein Geständnis darf ich nicht ohne einen Zeugen entgegennehmen. Ich werde dem Wachtmeister läuten.“

Sie hielt ihn auf: „Nicht — nicht — lassen Sie uns ganz allein sein. Heute will ich mein Herz ausschütten, mein Gewissen will ich morgen erleichtern. Aber ich weiß nicht, wie beginnen. Fragen Sie mich! Und lassen Sie mich dicht bei Ihnen sitzen! Ich fürchte mich so sehr.“

Er sah, wie Schauer über die Bequälte hinwegjagten. Und obwohl er das unglückliche Geschöpf jetzt nur noch als

die Verbrecherin betrachten konnte, geleitete er die zitternde Frau doch zu dem bequemen Lehnstuhl hinter dem Schreibtisch. Er rückte sich einen Stuhl neben sie hin und ließ sich nieder.

„Fragen soll ich Sie“, hub er an. „Dann will ich so beginnen: Sie wollten den Doktor Aurelius töten, weil er die richtige Spur gefunden hatte, die Fährte, die von Ihnen aus zur Aufklärung des Mordes an Beverstorff führte. Sie wollten die Aufklärung verhindern. Das glaubten Sie vollbracht zu haben, wenn Aurelius nicht mehr lebte.“

„Es war so“, gab Alma zu. „Bitte, sprechen Sie weiter! So ist es leicht für mich.“

„Von allem Anfang an behaupteten Sie, nur ein Mann könne der Täter sein. Warum taten Sie das?“

„Weil ich das einzig Richtige vermutete.“

Erstaunt sagte Winterfeld: „Das einzig Richtige — ah, nicht Sie selbst wollen es getan haben — Sie leugnen plötzlich wieder?“

Alma fuhr fort: „Man fand bei dem Getöteten Dinge, die mir gehört hatten. Meine Puderquaste, meine Spange. Das stellte ich fest, als Kommissar Weinreich mich die Gegenstände betrachten ließ. Nun gab es für mich keinen Zweifel, auch die in der Faust des Toten gefundenen Haare mußten von mir stammen. Das alles waren Dinge, von denen ich zuverlässig wußte, daß ich selbst sie nicht bei Beverstorff verloren haben konnte. Ein furchtbares Entsetzen überkam mich.“

„Sie erkennen die Gegenstände als Ihr Eigentum an?“ sagte der Untersuchungsrichter befremdet. „Wenn nicht

durch Sie selbst, wie sollten sie dann in das Mordzimmer gelangt sein?"

„Durch den Mann, der sich meine Handtasche angeeignet hatte. Ich vermißte die Tasche und konnte mir nicht anders denken, als daß ich sie irgendwo liegen ließ.“

„Sonderbar“, äußerte Winterfeld mißtrauisch. „Man kann glauben, eine Puderquaste und eine Haarspange hätten sich in der Handtasche befunden. Diese Haare jedoch . . .“

„Auch sie sind in der Tasche gewesen. Ich litt seit einiger Zeit an Haarausfall. So hatte ich ein wenig Auskämmfel in die Tasche getan, um es zur Feststellung der Haarkrankheit untersuchen zu lassen. Bevor ich diese Absicht ausführte, riet man mir, die Haare gekürzt zu tragen. Das Ausfallen werde dann aufhören.“

„Das war der Grund, weshalb Sie sich einen Zubenkopf schneiden ließen?“

„Ja. Der Friseur erinnert sich, ich hätte auf das Datum hingewiesen, und hat mich dadurch verdächtigen wollen. Eine sehr einfache Bewandtnis: ich selbst hatte durch Aufregungen wegen meiner Mutter meinen Geburtstag übersehen — erst die Zahl auf dem Kalenderblatt gemahnte mich daran. Damit verband sich die Erinnerung an eine Kränkung: mein Mann hatte mir keinen Beweis geliefert, daß er meines Geburtstages gedachte. Ich machte den Friseur nur aufmerksam, weil ich meinen Mann necken wollte: dort und dort ließ ich mir die Haare abschneiden aus Trauer über deine Lieblosigkeit.“

„Weshalb aber warfen Sie den abgeschnittenen Sopf fort?“

„Das weiß ich eigentlich selbst nicht. Vielleicht aus Reue über mein Tun, denn mein Mann liebte die moderne Haartracht nicht. Oder eine Laune . . . was sollte ich mit den kronlen Haaren? Vielleicht empfand ich Ekel davor. Ich weiß es nicht mehr.“

„Als Sie sich in dem Friseurladen aufhielten, wußten Sie noch nichts von dem an Beverstorff verübten Mord?“

„Davon erzählte mir am Mittag erst mein Mann. Ich war wie vom Donner gerührt, ging in meine Küche und weinte mich aus.“

„Warum bekundeten Sie bei dem Friseur ein höchst eigentümliches Interesse für die Frau des Ermordeten?“

„Das ist doch begreiflich. Wie Sie wissen, war Beverstorff mein Vater, wenn auch nicht durch eine Ehe mit meiner Mutter. Ich hörte den Namen nennen und wurde aufmerksam, daß ich zum erstenmal die Frau sehen konnte, von der er mir ebenso erzählt hatte wie von seinen Ehezerwürnissen.“

Winterfeld gab sich mit diesen Erklärungen zufrieden und sagte: „Sie haben zugegeben, zu später Stunde und vor dem Tode Beverstorffs in seinem Hause gewesen zu sein. Verstehen Sie nun, wie sehr es mich befremdet, wenn Sie jetzt die bei dem Ermordeten gefundenen Gegenstände, sogar die Haare, als von Ihnen stammend anerkennen? Befremdlich um so mehr, als Sie zugleich bestreiten, Sie selbst hätten die Sachen da zurückgelassen.“

„Ich finde nichts Befremdliches daran“, erwiderte Alma, und ihr Staunen schien nicht geheuchelt zu sein. „Sie hörten ja, daß ich meine Handtasche vermißte.“

„Wollen Sie behaupten, der Täter habe mittels der Gegenstände versucht, den Verdacht auf Sie abzulenken?“

„Das ist so. Er konnte nicht wissen, daß der Arzt durch den Leichenbefund feststellen würde, Beverstorff sei erst gegen Morgen getötet worden. Noch weniger konnte er wissen, daß ich folgendes nachweisen kann: Ich war von kurz nach elf am Abend bis zum Morgen gegen neun Uhr bei meiner schwerkranken Mutter. Hierfür ist Zeugin eine Frau, die mich benachrichtigen und abholen wollte; sie traf mich, als ich gerade vor unserer Wohnung anlangte, und sie blieb bis zum hellen Tage mit mir am Krankenbett meiner Mutter. Der andere Zeuge ist der Arzt, der nicht eher ging, als bis das Schlimmste eines schweren Herz-anfalles überstanden war. Das war erst gegen Morgen-grauen der Fall.“

„Allerdings ein lückenloser Alibi-beweis“, anerkannte Winterfeld. „Nun aber eines: Sie wissen, wer den Mord verübte?“

„Ich weiß es“, gestand Alma mit zuckenden Lippen.

„Dann begingen Sie doch ein himmelschreiendes Unrecht, wenn Sie alles aufboten, den jungen Felsing als den Mörder hinzustellen. Wie verfielen Sie nur auf diesen niederträchtigen Gedanken?“

„Ich wußte von Beverstorff, es gab zwischen ihm und dem jungen Menschen ein Geheimnis. Das Geheimnis

war genügend unehrender Art, Felsing zur Beseitigung seines Mitwissers anzutreiben. Wurde der junge Mann in eine Anklage verwickelt, so blieb ihm meiner Ueberzeugung nach Gelegenheit mehr als genug, seine Schuldlosigkeit nachzuweisen. Bis das aber geschehen war, mußte Zeit vergehen. Die Zeit sollte die Spuren des wirklichen Täters verwehen."

"Die Spuren des Täters, gegen dessen Entlarvung Sie wie eine Wölfin kämpften durch irreführende Einmischungen in den Kriminalfall, durch das Verdächtigen des unglücklichen Felsing, durch einen Schuß auf Aurelius. Muten Sie mir wirklich zu, ich solle glauben, in diesem wütenden Kampfe hätten Sie jemand anders, nicht sich selbst verteidigt?"

"Ich verteidigte einen Mann, um den zu kämpfen mein menschliches Recht war."

"Einen Menschen, der Ihnen die Handtasche stahl, um ihren Inhalt feige gegen Sie zu benutzen?"

Lebhaft fiel Alma ein: „So war es nicht. Nur ein Zufall spielte sie ihm in die Hand.“

Erbittert rief Winterfeld: „Einerlei — Ihr Kampf gegen das strafende Recht der Gesetze galt einem Feigling, der dann eben den verhängnisvollen Zufall benutzte, um seine Tat zu verschleiern und um Sie, ein Weib, dem Gericht als auf das schwerste tatverdächtig auszuliefern. Daß man Sie solange nicht faßte, verdanken Sie nur der Nachlässigkeit, mit der Kommissar Weinreich als ein Unfähiger diesen Fall behandelte. Setzen Sie sich aber in so schmach-

licher Weise für die Sicherheit des Täters ein, so muß der Mann Ihnen wohl viel bedeutet haben.“

„Er bedeutete mir mehr als sonst ein Mensch auf der Welt.“

Winterfeld erhob sich. Er konnte nicht länger neben der Frau sitzen bleiben, gegen die er einen Widerwillen fühlte — eine Frau, die ungeschert von ihrem Liebhaber schwärmte in einer so ernstern Stunde.

„Ich war gekommen, Ihnen Trost zu spenden“, sagte er schroff. „Es ist daraus die Nacht eines Verhörs geworden. Sind Sie mit Ihren Bekenntnissen soweit gegangen, so darf ich nicht nachlassen, bis Sie alles eingestanden haben. Sie wissen, wie der Täter in den Besitz Ihrer Tasche gelangte. Wie also geschah das?“

„Ich ließ sie auf einem Tische liegen“, gab Alma kurz zu.

„Aus Vergeßlichkeit?“

„Nein, in der Eile. In der Tasche befanden sich außer der Puderquaste, der Spange und den Haaren auch ein paar zärtlich klingende Zeilen von Beverstorffs Hand mit seiner Unterschrift. Niemand außer meiner Mutter und mir wußte ja doch, in welchem Verhältnis ich zu Beverstorff stand. Er sorgte durch mich für die vor Zeiten verlassene Frau.“

„Die zärtlichen Zeilen — ah, ich verstehe“, sagte Winterfeld. „Die Zeilen erregten bei dem von Ihnen geliebten Manne berechtigtes Mißtrauen gegen Ihre — hm — Tugend. Wußte denn der Mann nicht, daß Sie eine verheiratete Frau waren?“

Vollkommen verblüfft erwiderte Alma: „Aber ich spreche ja doch fortwährend von keinem anderen als von meinem Mannel!“

Winterfeld fuhr auf: „Sagen Sie damit, Ihr Mann sei der Täter?“

„Er ist es gewesen, denn er lebt ja nicht mehr. Ich habe ihn herzlich lieb gehabt. Und weil ich wußte, daß nur die aus seiner leidenschaftlichen Liebe geborene rasende Eifersucht ihn zum Mörder gemacht hatte, nur deshalb suchte ich ihn zu schützen.“

Kopfschüttelnd erwog der Richter: „Ihr Gatte ist tot und für immer verstummt. Benutzen Sie nicht listig den willkommenen Zufall, jetzt auf ihn die Schuld abzuwälzen!“

Alma verneinte kurz und erzählte: „Die Nacht, die ich am Krankenlager meiner Mutter verbrachte, wurde ihm zum Verhängnis. Er war schon länger hinter meinen Verkehr mit Beverstorff gekommen. Ich habe bitterlich zu bereuen, daß ich ihm aus falscher Scham meine Herkunft verschwieg. Das tat ich in der Furcht, er werde mich nicht heiraten. Er war viel im Dienst, und so dachte er sich nichts dabei, als ich darauf bestand, alle Wege zu den Behörden zu gehen, die bei einer Verhehlung nötig werden. Auf diese Weise bekam er meine Papiere nicht zu Gesicht, und er wußte nicht, was es bedeutete, wenn der Standesbeamte mich nur als geborene Schwarzeis verlas bei der Trauung. Mußte ich meinen Mann nicht schützen — ich, die ich ihn durch mein unseliges Verschweigen zum Mörder machte?“

„Jetzt begreife ich“, sagte Winterfeld leise. „Erzählen Sie weiter!“

„Er durfte in der verhängnisvollen Nacht unvermutet vom Dienst heimkehren. Er fand mich nicht vor. In meiner Sorge um die Mutter hatte ich versäumt, ihm auf irgendeinem Wege Nachricht zu geben über meinen Verbleib. Stundenlang wartete er vergeblich auf meine Heimkehr, und er geriet schon dadurch in Aufregung. Dann öffnete er die auf unserem Eßtisch liegende Tasche und fand den Zettel. Jetzt glaubte er zu wissen, wo ich war. In befinnungsloser Wut rannte er vor das Haus Beverstorffs, um mich beim Herauskommen zu ertappen. Warum er meine Handtasche mitnahm, dafür hatte er allerdings selbst keine Erklärung.“

„Woher wissen Sie das alles?“ forschte Winterfeld.

„Er gestand es mir ein, als ich ihm endlich den Mord auf den Kopf zusagte. Das war am Morgen jenes Tages, an dem er nach einem Streit mit Kommissar Weinreich zusammenbrach.“

„Und wie vollbrachte er die Tat?“

„Nachdem mein Mann eine Weile vor dem Beverstorffschen Hause auf und ab geschritten war, entdeckte er im Schloß der Haustür den Schlüssel, den nur ich abzuziehen vergessen haben kann, als ich nach der Auseinandersetzung mit Beverstorff das Haus verließ. Mein Mann trat ein. Wie er mir erzählte, fand er im ersten Stock die Flurtür offen. Auch das gehört mit zu meiner Schuld. Allerdings befand ich mich in schrecklicher Auf-

regung, da Beverstorff ohne jeden Grund meiner Mutter und mir die seither gewährte Unterstützung verweigerte.“

„So also gelangte er in die Wohnung“, staunte der Richter über die Verkettung unseliger Zufallstatsachen.

„Er öffnete einfach die Thür, an deren Schwelle er einen Lichtschein schimmern sah. Beverstorff lag lesend im Bett. Er sprang sofort auf. Wahrscheinlich glaubte er sich gegen einen Einbrecher verteidigen zu müssen. Er warf sich blindlings auf meinen Mann, der doch ohnehin schon rasend war vor Wut auf seinen vermeintlichen Nebenbuhler. Beverstorff stürzte zu Boden. Als er lag, stieß mein Mann ihm das Messer in die Brust.“

„Was für ein Messer — wie kam er denn dazu?“

Achselzuckend gab Alma Auskunft: „Er will es aus unserer Küche mitgenommen haben in der Absicht, mich niederzustechen, sobald ich aus dem Haus käme. Als er nach der That sogleich in seinen Dienst ging, hat er das Messer von der Mathildenbrücke aus in den Fluß geworfen.“

„Das wäre ja nun alles klar“, urteilte der Richter. „Wie ist das aber mit den Blättern, aus denen Ihr Schülking Sylvia Rückstetten gelesen haben will, in der Niederschrift habe Ihr Mann Sie des Mordes geziehen?“

Frau Alma meinte: „Das Mädchen mißverstand, was der Geisteswirre in zusammenhanglosen Sätzen aufgeschrieben hatte. Ich selbst, die das Geheimnis doch kannte, fand mich nur mühsam in der Niederschrift zurecht. Soweit ich die Worte verstand, hat mein Mann mich, alles

eingestehen, gepeinigt von seiner Angst, es könne das, was er gewollt hatte, zur Wahrheit werden."

"Daß der Verdacht auf Sie fiel?"

"Ja, denn er hatte aus meiner Handtasche die Puderquaste und die Spange zu dem sich in seinem Blute wälzenden Sterbenden gelegt. Die Haare aber wickelte er ihm um die Finger. Die Tasche muß noch heute in seinem Arbeitspult auf dem Kriminalamt vorhanden sein."

"Ein furchtbarer, ein heimtückischer Mörder", sagte Winterfeld vor sich hin.

"Weil er Spuren schuf, die mich verdächtigen sollten? Diese Absicht kann ich nur als die Ausgeburt eines rachsüchtigen Geistesgestörten auffassen. Und geistesgestört war er schon länger. Er grübelte oft unheimlich vor sich hin. Dann fürchtete er sich vor Szenen, die sein Beruf ihn zu sehen zwang. Als ich erst einmal wußte, er sei der Mörder Beverstorffs, entdeckte ich mit Grauen, er müsse den Verstand verloren haben."

"Wahrscheinlich erklärt sich aus diesen Tatsachen auch sein körperlicher und seelischer Zusammenbruch", meinte Winterfeld.

Weinend sagte die unglückliche Frau: "War es nicht meine Pflicht und mein menschliches Recht, ihn dem Zugriff des Gerichtes zu entziehen? Und — außerdem — ich habe meinen Mann geliebt."

"Nur ein sehr einsichtsvoller Richter wird Sie verstehen können", bestätigte Winterfeld voll Mitleid.

Frau Alma erhob sich und sagte: „Eine Last ist mir vom Herzen, und ich bin ruhig geworden. Ich fürchtete mich vor dem Alleinsein in dieser Nacht. Jetzt habe ich Sehnsucht nach der Stille. Lassen Sie mich in meine Zelle zurückbringen!“

Schweigend drückte der Untersuchungsrichter den Klingelknopf. Der Wachtmeister kam. Ein dankbares Lächeln erhellte das Antlitz der Gefangenen, als sie mit einem Händedruck stumm von Winterfeld Abschied nahm.

Von den Türmen der Stadt summten die Glocken Mitternacht, als der Untersuchungsrichter die Straße betrat. Er dachte: „Sie hat viel gefehlt, die Aermste. Aber sie wird mit der Barmherzigkeit ihrer Richter rechnen dürfen.“ Dann nahm er sich vor, die unglückliche junge Frau nicht zu vergessen, um ihr nach verbüßter Strafe bei einem neuen Aufbau ihres Lebens behilflich zu sein.

* * *

Am nächsten Abend standen die Menschen Kopf an Kopf auf dem Alten Markt und starrten hinaus in die Finsternis über den Giebeln. Unablässig wanderten die feurigen Buchstaben durch das Dunkel.

Plötzlich blieb es eine Zeitlang finster dort oben. Dann zuckte die Flammenschrift von neuem auf. Wort für Wort glitt dahin:

„Der ‚Kurier‘ meldet: Schweres Schiffsunglück bei Helgoland. Ein englischer Dampfer rammte im Nebel die

deutsche Brigg ‚Morgenstern‘. Der Segler sank so schnell, daß keine Hilfe gebracht werden konnte. Der Kapitän Alvens und die gesamte Mannschaft verloren das Leben.“

Danach eilte es glitzernd und funkelnd durch die Nacht:

„Besuchen Sie das lustigste Kabarett der Welt! Im Pamelapalast können Sie sich jedes Leid vom Herzen lachen.“

Und dann kam es wieder: „Im Untersuchungsgefängnis endete durch Selbstmord die in dem Beverstorffschen Mordprozeß der Tat angeklagte Alma Schulze.“ —

Vom Turm der Kirche am Alten Markt brummte die Glocke die Stunde. In das Erz dieser Glocke eingegossen sind die Worte: „Lebende ruf’ ich, Tote beklag’ ich!“

E n d e.